

Der diakonische Aspekt der Gemeindeentwicklung

Vortrag beim Impulstag von „Gemeinsam unterwegs“ im Kirchenkreis Siegen
von Ulrich Laepple, Berlin (2. Sept. 2006)

Teil A: „Der diakonische Aspekt ...

I. Was heißt „diakonische Gemeinde“?

1. „Boden unter den Füßen hat keiner“ – der bedürftige Mensch
2. Der gekreuzigte und auferweckte Christus – Christus als Diakon
3. Die Gemeinde als Leib Christi – jeder Christ ein Diakon

II. Die christliche Gemeinde in der „Sendung“

1. „Missionarische Diakonie“! Wider die falschen Alternativen
2. „Geht hin in alle Welt“ – der Weltaspekt
3. „Bekehrung zur Welt“ (Blumhardt)

Teil B: ...der Gemeindeentwicklung“

I. Gemeindeentwicklung (Gemeindeaufbau, Gemeindeumbau)

1. ein geschichtsbewusster Begriff
2. ein kritischer Begriff
3. ein hoffnungsvoller Begriff

II. Die Gemeinde auf der Bühne der Welt

1. Ihr Wesen und ihr Auftrag sind vorgegeben
2. Trotzdem: Sie muss „sich finden“, um *vor Ort* handeln zu können.
3. Was ist zu tun?
4. Lob der Ortsgemeinde: „Sozialer Organismus mit hohem Lebenspotential“
5. Zwei unterschiedliche Gemeindemodelle und ihre Konsequenzen
(a) „Harke“, b) „ekklesiale Gruppen“)

III. Dimensionen diakonischen Handelns

1. Indirekte Diakonie: Evangelium und Gemeindeleben stabilisieren die Menschen
2. Spontane und flach strukturierte Diakonie
3. Institutionelle Diakonie
4. Diakonie im Kirchenkreis

Der bekannte Prediger Wilhelm Busch wurde einmal gefragt, über welches Thema er bei der mit ihm geplanten Veranstaltung denn sprechen wolle, man müsse das Thema ins Programm schreiben. Da sagte er: „Das ist mir egal. Ich spreche sowieso über das, was ich will.“

Auch ich spreche heute über das, was ich will, aber nicht ohne auf das Thema, das Sie mir gestellt haben, sorgfältig gehört zu haben. Ich soll sprechen über „den diakonischen Aspekt

der Gemeindeentwicklung“. Sie haben es mir mit diesem Thema formal leicht gemacht: Mein Teil A heißt: „Der diakonische Aspekt“, mein Teil B: „in der Gemeindeentwicklung“.

Aber inhaltlich ist das Thema alles andere als leicht. Denn was ist „der diakonischen Aspekt“? Die Themensteller setzen voraus: Es gibt noch andere Aspekte. Diakonie ist nicht das Ganze. Sie mögen an den missionarischen Aspekt denken, an den gottesdienstlichen Aspekt, den seelsorgerlichen Aspekt und vielleicht an manche anderen Aspekte auch noch. Davon wäre dann zu unterscheiden: „der diakonische Aspekt“.

Der bestünde dann in speziellen Handlungsfeldern, wie sie als Themen der Arbeitsgruppen erscheinen: Armut, Familie, Kinder, Schuldnerberatung, auch Besuchsdienste..., Handlungsfelder also, in denen die meisten von Ihnen wohl engagiert sind.

Aber ich sehe es etwas anders. Ich möchte unter dem „diakonischen Aspekt“ zunächst kein spezielles Handlungsfeld sehen. Der diakonische Aspekt ist für mich – und nach meiner Wahrnehmung auch im Neuen Testament - *eine Lebensform*. Ja, der diakonische Aspekt ist *die* Lebensform der Gemeinde Jesu Christi. „Diakonie“ ist – bevor wie sie als Handlungsfeld oder als Arbeitsfeld beschreiben, viel grundsätzlicher zu beschreiben. Und darum heißt meine Grundthese: **„Diakonie ist nicht, was eine Gemeinde (auch noch) macht, sondern, was sie ausmacht.“**

Ich unterscheide also zwischen der „Diakonie als Lebensform“ und der „Diakonie als Arbeitsform“ der Gemeinde.

Teil A: „Der diakonische Aspekt...“

I. Was heißt „diakonische Gemeinde“

1. „Boden unter den Füßen hat keiner“ – der bedürftige Mensch (ein Brief) (anthropologische Begründung)

Kassel, 11.3.1920

Meine liebe kleine Schwester, ich danke dir für deine lieben Worte. Weißt du, daß es dir gar nicht leid zu tun braucht, daß du nicht selbst die Kraft hattest, dir „die Wahrheit mal richtig zu sagen, dir zu helfen“? Denn *kein* Mensch hat diese Kraft. Kein Mensch kann sich selber helfen. Die Welt ist zwar voller Leute, die sich das einreden, aber es gelingt ihnen allen so wenig, wie Münchhausen gelang, sich an seinem eigenen Schopfe aus dem Sumpf zu ziehen. Jeder kann immer nur den andern, der ihm gerade *zunächst* im Sumpfe steckt, beim Schopfe fassen. Dies ist der „Nächste“, von dem die Bibel redet. Und das Wunderbare dabei ist nur, daß jeder selbst im Sumpf steckt und *trotzdem* kann er den Nächsten herausziehen oder vielmehr vor dem Versinken bewahren. Boden unter den Füßen hat *keiner*, jeder wird nur gehalten von andern „nächsten“ Händen, die ihn beim Schopf packen, und so hält einer den andern und oft, ja meist ganz natürlich (denn sie sind ja *gegenseitig* sich „Nächste“) beide sich gegenseitig. Diese ganze mechanisch unmögliche gegenseitige Halterei ist dann freilich erst möglich dadurch, daß die große Hand von oben alle diese haltenden Menschenhände

selber bei den Handgelenken hält. Von ihr her und nicht von irgendeinem gar nicht vorhandenen „Boden unter den Füßen“ kommt allen diesen Menschen die Kraft, zu halten und zu helfen. Es gibt kein Stehen, nur ein Getragenwerden. „Wie der Adler seine Brut.“ Laß dir von Edith sagen, wo das steht. Und gib ihr einen Kuß von ihrem und auch deinem Franz.¹

Dieser Brief ist in mehrerer Hinsicht schön. Zum einen ist er ein zu Herzen gehender Familienbrief mit einer sensiblen und tiefen seelsorgerlichen Belehrung. Er verbindet uns zum zweiten mit der großen Tradition des Alten Testaments, die für das Verständnis von Diakonie so wichtig ist – das Ernstnehmen der Diesseitigkeit des Lebens unter dem Doppelgebot der Liebe, dessen beide Teile Jesus aus dem AT, seiner Bibel, genommen hat.

Und schließlich hat dieser Brief eine Wirkungsgeschichte. Denn der Satz „Boden unter den Füßen hat keiner“ ist zu einem Buchtitel geworden. Vielleicht kennen manche dieses Buch von Ulrich Bach, dem Pfarrer und Diakonielehrer im Rollstuhl aus Vollmarstein. Wer seine Schriften liest, wird mitgerissen von der Leidenschaft für den Gott, der seinen Ort unten hat, bei den Mühseligen und Beladenen, der die Gewaltigen vom Thron stößt und die Niedrigen erhebt, der sich nicht in Tempeln einsperren lässt, sondern eher in der Wüste zu finden ist und dort das Manna reicht, der im Antlitz Jesu am Kreuz erkennbar werden will, ein Gott draußen vor der Tür und deshalb ein Gott der Lahmen und Zöllner, der Kinder – darum der Gott, der es oft so schwer hat mit uns Erwachsenen und diakonisch Engagierten, die so gerne auf der starken Seite stehen: oben, stabil, gesund, gebend, hilfreich.

Ulrich Bach: „Die Frage an uns ist nicht die, ob wir uns durch die Kraft Jesu nun auch hübsch nach oben entwickeln, sondern die andere, ob wir aus seiner Gemeinschaft mit uns allen die Konsequenz ziehen, ihm nachzufolgen und nun unsererseits die Gemeinschaft mit den bedürftigen Brüdern und Schwestern suchen; diese Frage stellt uns der auferweckte Gekreuzigte.“ (S. 202)

Sie merken: Es geht beim diakonischen Aspekt ums Ganze, nicht um ein spezielles Arbeitsgebiet, es geht um die Frage: „Welchen Gott haben wir?“

2. Der auferweckte Gekreuzigte – Christus, der Diakon (christologische Begründung)

Wenn wir die Geschichten von Jesus lesen und nach dem „diakonischen Aspekt“ fragen, dann fällt uns schnell die Erzählung von der Fußwaschung ein. Jesus mit der Schürze, jedem die schmutzigen Füße waschend, und Petrus mit kopfloser Reaktion und tiefster Verstörung. Jesus kehrt die Ordnung „Herr – Knecht“, um.

In Lukas 22 bezeichnet sich Jesus beim letzten Abendmahl als „Diakon“. „Ich aber bin in eurer Mitte wie der Diakon, der Dienende“ (V.27).

Und vollends deutlich wird, was Jesus mit dem „Dienen“ verbindet, in dem tiefen Wort, bei dem das Kreuz Jesu sichtbar wird: „Der Sohn des Menschen ist nicht gekommen, um bedient zu werden, sondern um zu dienen und sein Leben zu geben als Lösegeld für viele.“ Mk. 10,45

¹ in Ulrich Bach, Boden unter den Füßen hat keiner. Plädoyer für eine solidarische Diakonie. Göttingen 1980, S. 219

Hier vollzieht sich am Tiefsten die Diakonie Jesu, ja, die Diakonie Gottes, der diesen Jesus auferweckt hat von den Toten. Hier liegt der Anker für eine Verheißung, die wie ein Regenbogen über allem Geschöpflichen leuchtet.

Von daher feiern wir nach meinem Verständnis Gottesdienst als Gottes Diakonie, also Gottes „Dienst“ an uns.

Sie merken, von „Diakonie“ oder vom „diakonischen Aspekt“ zu sprechen – das muss weiter und tiefer greifen als dass wir uns direkt auf soziale Handlungsfelder beziehen.

3. Die Gemeinde als Leib Christi – jeder Christ ein Diakon (ekklesiologische Begründung)

Und nun überrascht es ja nicht, dass – im Horizont der bisherigen biblischen Betrachtung – „Diakonie“ Lebensform und Erkennungsmerkmal der Gemeinde ist. Am Schluss der Fußwaschung heißt es: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, dass auch ihr tut, wie ich euch getan habe.“

Was wir beim Abendmahl erleben, dass Kluge und Einfache, Ausländer und Inländer, Männer und Frauen, Betuchte und Arbeitslose, Gesunde und Kranke und Behinderte am Tisch des Herrn sich versammeln – das ist das Urbild der Diakonie. Denn diese Menschengruppen sollen nicht in Einzelgruppen auseinanderfallen, sondern „integrierte“ Gemeinde bilden, einander dienstverpflichtet, wie es auch der schöne Satz in 1. Petr. 4 sagt: „Dienet einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen habt, als gute Haushalter der vielfältigen Gnade Gottes“ (V. 10).

Dieser diakonischen Lebensform der Gemeinde widerspricht nicht, dass sich im Urchristentum ein spezieller, geordneter, bestimmten Personen übertragener Diakonat herausbildet, also auch ein Arbeitsfeld, eben das spezialisierte Arbeitsfeld „Diakonie“ – in Arbeitsteilung zwischen evangelistischem Dienst und speziell diakonischem Dienst. (Apg.6).

Ich denke, dass nun meine Grundthese verständlich wird:

„Diakonie ist nicht, was Gemeinde auch noch macht, sondern was sie ausmacht.“

Warum ist das wichtig?

1. Weil wir uns mit einem nur aktivistischen Verständnis von Diakonie leicht vom Ur-Diakon Jesus Christus entfernen, der sagt: „Ohne mich könnt ihr nichts tun.“
2. Weil wir uns mit einem nur aktivistischen Verständnis von Diakonie leicht überfordern und vergessen, dass wir selbst, als diakonisch Engagierte, auch der Diakonie Jesu bedürfen: der Wegweisung, der Kraft, der Vergebung, der Hoffnung.
3. Weil wir selber die Schwester und den Bruder brauchen, denen ich etwas erzählen kann, Geschwister, die ein Ohr für mich haben, die etwas wissen von einem unter Mitarbeitenden notwendigen seelsorgerlichen Umgang.
4. Weil wir mit einem nur aktivistischen Verständnis von Diakonie in die Gefahr der Einbahnstraße des Helfens geraten. Ich will das verdeutlichen mit dem Motto über dem Leitbild der Diakonie des Diakonischen Werks der EKD: „Stark für andere“. Das klingt toll, aber klingt es nicht auch ein bisschen so, dass man den Mund zu voll nimmt? Man kann als Helfer so stark sein, dass man dem Hilfsbedürftigen die Persönlichkeit raubt, ihn zum Objekt macht, ja die eigene Hilfe zur Machtausübung pervertiert, ihn abwertet und beschämt.

Ich weiß von einer Frau, die einer Besucherin am Krankenbett sagte: „Ich kann Ihre kraftstrotzende Anwesenheit nicht mehr ertragen.“ Ein Helfer, der vergisst, dass er selber hilfsbedürftig ist, ein Helfer, der nicht auch bereit ist, vom Hilfsbedürftigen selber beschenkt zu werden, macht ihn zum Objekt – eine häufige Erscheinungsform diakonischen Handelns. Rechte Diakonie ist eine Diakonie auf Gegenseitigkeit. Wer sich

selber nicht beschenken lassen will durch den, dem er hilft, übt Macht aus. Das schöne, im NT oft vorkommende Wörtchen „einander“ ist ein Schlüsselwort diakonischer Lebensform: „vergebt einander“; „dient einander“; „nimmt einander an“ u.ö.

II. Die christliche Gemeinde in der Sendung Jesu Christi

1. Mission oder Diakonie? Wider die falschen Alternativen!

Vor nicht langer Zeit bekam ich eine Mail von einem Oldenburger Vikar mit folgendem Inhalt:

Da ich in einer missionarischen Gemeinde aufgewachsen und zum Glauben gekommen bin und mein Studium zum größten Teil in Tübingen (Albrecht-Bengel-Haus) verbracht habe, ist mir die Mission ein Herzensanliegen.

Mit der Diakonie hingegen, ich sage es ganz frei heraus, freunde ich mich erst an. Es treffen hier zwei kirchliche Blöcke aufeinander... „Die `Diakonischen` das sind die Sozialarbeiter die mit Jesus nix am Hut haben...“, so hieß es früher in unserer Jugendarbeit und auch noch ab und an im Studium. Nun hat der Oberkirchenrat mich „in seiner grenzenlosen Weisheit“ in eine diakonische und leider auch sehr liberale Gemeinde gestellt. Wieder treffen zwei Blöcke aufeinander. „Der Vikar - der kommt aus so einer frommen Gemeinde, die nur reden...“

Da ist sie, die ungute und unbiblische Aufspaltung von Christen in Menschen, die sich zu den Missionarischen zählen, und die anderen, die sich zu den „Diakonischen“ rechnen. Die einen halten sich für die Rechtgläubigen (die anderen sind die „Liberalen“), die andere Gruppe hält sich für die, die etwas tun (und empfinden die ersteren als die Frommen, die nur reden. Ich habe in meiner Zeit als Theologiestudent erlebt, wie man in falsche Alternativen gedrängt wurde: die einen sagten Traktate, die anderen Traktoren, für die einen war Jesus der Retter der Seelen, für die anderen ein Revolutionär. Die einen riefen: Bekehrung der Strukturen, die anderen Bekehrung der Seelen. Diese Lagerbildung ist in den letzten Jahren Gott sein Dank immer mehr überwunden worden.

Und dennoch: Ist es nicht merkwürdig, dass es in den Landeskirchen hier ein diakonisches Werk gibt, mit einem Referat „Gemeindediakonie“ – und dort ein Amt für Missionarische Dienste mit dem Referat „missionarischer Gemeindeaufbau? Und beide haben oft nicht miteinander zu tun, kennen sich nicht einmal?

R. Weth schreibt in seinem Buch „Kirche in der Sendung Jesu“: „Wir sollten die unmissionarische Alternative von Verkündigungsauftrag und Diakoniefauftrag, von Evangelisation und sozialer Verantwortung aufgeben, denn sie ist längst überwunden im Missionsbefehl Jesu“ (66).

Was meint R. Weth?

Jesus sendet seine Gemeinde mit folgenden Worten: „Mir ist gegeben alle Macht im Himmel und auf Erden, darum geht hin und macht zu Jüngern alle Völker und tauft sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Und lehrt sie halten alles, was ich euch geboten habe.“ (Mt. 28,18ff)

Was hat er geboten?

Die großen diakonischen Themen: Fremdsein, Kranksein, Ausländersein, ausgegrenzt, gefangen, arm, hungrig, durstig, nackt sind alles Themen, zu denen er in Taten und in Worten Stellung genommen hat. Darauf bezieht sich das, „was er geboten hat“ und was zu „halten“ ist. Aber diese sozialen Fragen sind bei Jesus immer eingebunden in das Gottesverhältnis.

Jesus predigt – und heilt. Er heilt und predigt. Und er bindet das Dienen mit dem Glauben zusammen, das Wort an die Tat, die Tat an das Wort, die Nächstenliebe an die Gottesliebe. Warum? Weil Gott uns, seine Geschöpfe nicht aufteilt in Leib und Seele, sondern uns als eine Einheit sieht, die er in ihrer Ganzheit liebt: mit Leib, Seele und Geist.

Im Jakobusbrief findet sich die Schilderung einer fast zynischen Situation: „Wenn ein Bruder oder eine Schwester Mangel hätte an Kleidung und an täglicher Nahrung und jemand unter euch spräche zu ihnen: Geht in Frieden, wärmt euch und sättigt euch, ihr gäbet ihnen aber nicht, was der Leib nötig hat – was könnte ihnen das helfen?“ (2,15) Dieses Wort sagt Jakobus in der Nachfolge Jesu an die, die eine isolierte Frömmigkeit pflegen und die leibliche Not nicht ernst nehmen.

Umgekehrt ist der Satz „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern vom Wort Gottes“ gesagt gegen ein isoliertes Verständnis vom Menschen in seiner materiellen und leiblichen Bedürftigkeit, auch gegen eine isolierte Diakonie als reine Sozialarbeit.

Diakonie lebt von biblischen Geschichten und von Lebensgeschichten. Ich erzähle eine aus dem Leben.

Kürzlich war ich zu einer „Gemeindekirchenratsrüste“ eingeladen. Am Stadtbahnhof holte mich ein Gemeindeglied ab und fuhr mich in das etwas abgelegene Dorf zum Veranstaltungsort. Was er denn so mache, frage ich. „Ich bin Totengräber“ (er schaut mich etwas prüfend an) „und helfe in der Gemeinde mit, wofür man mich eben braucht.“ Er kommt ins Erzählen. Ihm mache seine Arbeit Spaß (obwohl das ja nicht ganz das richtige Wort für seine Arbeit sei). Aber wenn Angehörige von Verstorbenen am Samstag mit ihm über den Friedhof gingen, um eine Grabstelle auszusuchen und sich für die Unannehmlichkeit, dass es Samstag sei, entschuldigen, sage er: „Sie haben es viel schwerer als ich. Ich mache das gern.“ Und er komme bei diesen Gängen oft ins Gespräch über das Leben der Verstorbenen, über die Trauer der Angehörigen und spreche mit ihnen über den Glauben. Dann etwas unvermittelt: Und die Ein-Euro-Jobs seien auch eine gute Sache! Er habe vier solche Mitarbeiter auf dem Friedhof. Alle seien sie irgendwann aus der Kirche ausgetreten. Es sei doch nicht in Ordnung, so mit der eigenen Taufe umzugehen! Das habe er ihnen klar gemacht. Inzwischen seien drei von ihnen wieder in die Kirche eingetreten.

An dieser Geschichte können wir sehr schön sehen: Der missionarische Auftrag braucht den diakonischen, und der diakonische braucht den missionarischen.

Was wir heute unter vielen Menschen vorfinden, ist ein „praktischer Agnostizismus“ – im Unterschied zu einem „theoretischen“. Sie haben nichts gegen einen Gott, wenn es ihn denn geben sollte. „Gott ist“ oder „Gott ist nicht“ – wer weiß das schon? Wir können ihnen Gott nicht mit Worten und Argumenten nahe bringen, jedenfalls nicht allein. Die Menschen brauchen das Vorbild, sie brauchen eigene Erfahrungen, die sie machen können, sie brauchen Zeichen der Liebe. Das bedeutet: Ohne dass wir mit den Menschen ein oder zwei Meilen gehen (wie Jesus einmal sagt), werden wir sie nicht fürs Evangelium gewinnen.

2. Der Weltaspekt: „Gehet hin!“

Die diakonische Gemeinde zeichnet sich dadurch aus, dass sie grenzüberschreitend denkt und handelt, und zwar mit ihrem missionarisch-diakonischen Zeugnis. Wie sehr das untrennbar diakonisch und missionarisch verstanden wird, zeigt die Weltmissions-Arbeit. Aber es geht nicht nur um die Grenzüberschreitung hin etwa zur Dritten-Welt, sondern um die zu den Menschen jenseits der Gemeinde, gleichgültig welcher Konfession, Religion, Kultur und Nationalität. An ihnen vorbeigehen hieße, an Jesus Christus in seinen geringsten Brüdern und

Schwestern vorbeigehen. Weth: „Diakonie harret bei ihnen aus, auch wenn sie nicht darüber zum Glauben kommen. Aber auch dann kann sie nicht verleugnen, in wessen Namen sie handelt, und steht unter der Verheißung, dass nach Gottes Willen alle Menschen zur rettenden Erkenntnis der Wahrheit kommen sollen (1. Tim 2.4).

„Gemeindediakonie“ ist also nicht nur eine Ortsangabe: „Diakonie im Raum der Gemeinde“, sondern: „Diakonie der Gemeinde in der Welt“!

3. „Bekehrung zur Welt“ (Blumhardt)

Wenn ich es recht erinnere, stammt der Gedanke vom jüngeren Blumhardt: dass es nach der ersten eine „zweite Bekehrung“ geben müsse. Die erste zu Christus, die uns glücklich macht über die neue Zugehörigkeit zu ihm, dem Auferstandenen, glücklich macht über das Geschenk des ewigen Lebens und eines lebendigen, tragenden Glaubens. Die „zweite Bekehrung“ aber sei die Bekehrung zur Welt – nicht, um wieder ein Weltkind zu werden, sondern um neu wahrzunehmen, dass Gott *der Welt* und Gott seinen Menschen die Treue hält, dass ich als „Kind Gottes“ ein Teil dieser Welt bleibe mit meinen Fragen und Bedürfnissen und Hilflosigkeiten, die sich bei Licht besehen gar nicht so unterscheiden von denen, die andere Menschen haben: Auskommen und Einkommen, Erziehung der Kinder, Krankheit und Gesundheit, Recht und Unrecht, Armut und Reichtum, Ehe und Familie, Scheitern und Kampf – und dass Gott mich mit diesen Fragen an der Seite der ähnlich Fragenden, Bedürftigen und Hilflosen sehen möchte.

Um die erste Bekehrung wird es in den Evangelisationen gehen, mit der zweiten wendet uns Gott der Welt zu und möchte, dass wir uns einüben in die konkrete Nachfolge in der Diesseitigkeit unseres geschöpflichen Lebens.

Dass es bei anderen Menschen auch umgekehrt verlaufen kann: sie finden über tätige Solidarität in einem Hospiz, im Krankenhaus, über die Mitarbeit in einem Dritte Welt Laden zu einem lebendigen Glauben – auch das gehört zu den vielfältigen Wegen, die Gott Menschen führt.

Teil B: ... in der Gemeindeentwicklung“

I. Was heißt „Gemeindeentwicklung“

Die Kirche Jesu Christi, aber auch jede Gemeinde, hat eine „Woher“ und ein „Wohin“. Die Bibel spricht vom „Wachsen“ und benutzt dafür organische Bilder: Senfkorn, Weinstock etc. Aber sie spricht auch vom „Bauen“ und verwendet technische Bilder: Haus, Bau, Steine, die in den Bau eingefügt werden.

Martin Luther hat diesen Veränderungsprozess in den Ausdruck gebracht, dass die Kirche „semper reformanda“ sei, also immer im Werden, nie im Fertigsein, nie im Haben, als irdische Größe nie am Ziel. Nur dann lebe sie, wenn sie im Prozess der Erneuerung, des Wachstums lebt.

Was heißt in diesem Zusammenhang „Gemeindeentwicklung“?

Ein geschichtsbewusster Begriff

Mit uns fängt die Gemeinde nicht an. Mit uns hört sie nicht auf. Wir haben viel Empfangen von unseren Vorfahren. Was können wir heute damit machen. Was müssen wir anders machen? Was ist nötig, um die Schätze der Gemeinde an die nächste Generation weiter zu geben?

Ein kritischer Begriff

Menschen, die nach „Gemeindeentwicklung“ fragen, haben Interesse an Gemeindeveränderung - nicht um des Veränderns willen, sondern um den Auftrag genauer zu erkennen und ausüben zu können. Die Menschen haben sich ja verändert. Denken Sie nur an die Jugendlichen (Computer, Handys und Mp3 Player), an neue Musikstile, an die Wellness-Bedürfnisse, aber auch an die sozialen Probleme der Migration und Multikulturalität, an die Arbeitslosigkeit, an die Armut von Kinder in unserm Land. Eine Gemeinde kann nicht sagen: „Es ist alles gut, wie es ist. Wie es geworden ist, soll alles bleiben.“ Nicht weil das Alte immer schlecht wäre. Aber das Anliegen der Gemeindeentwicklung heißt, theologisch oder geistlich gefragt: Sind wir noch auf dem richtigen Weg? Halten wir Kurs? Tun wir heute und an diesem Ort das Richtige und Notwendige, was im Namen Jesu zu tun ist?

Immer wieder in der Geschichte des Volkes Gottes und der Gemeinde taucht in der Bibel die Prüffrage auf: Seid ihr noch Volk Gottes, Gemeinde des Herrn? (Vgl. entspr. Stellen bei Jesaja, Hesekiel, Jesus, Paulus, Jakobus, die Offenbarung des Johannes u.a.)

Wenn wir über Gemeindeentwicklung sprechen, dann liegt diese ernste Frage über dem Thema. Deshalb ist der Begriff der Gemeindeentwicklung auch ein kritischer Begriff.

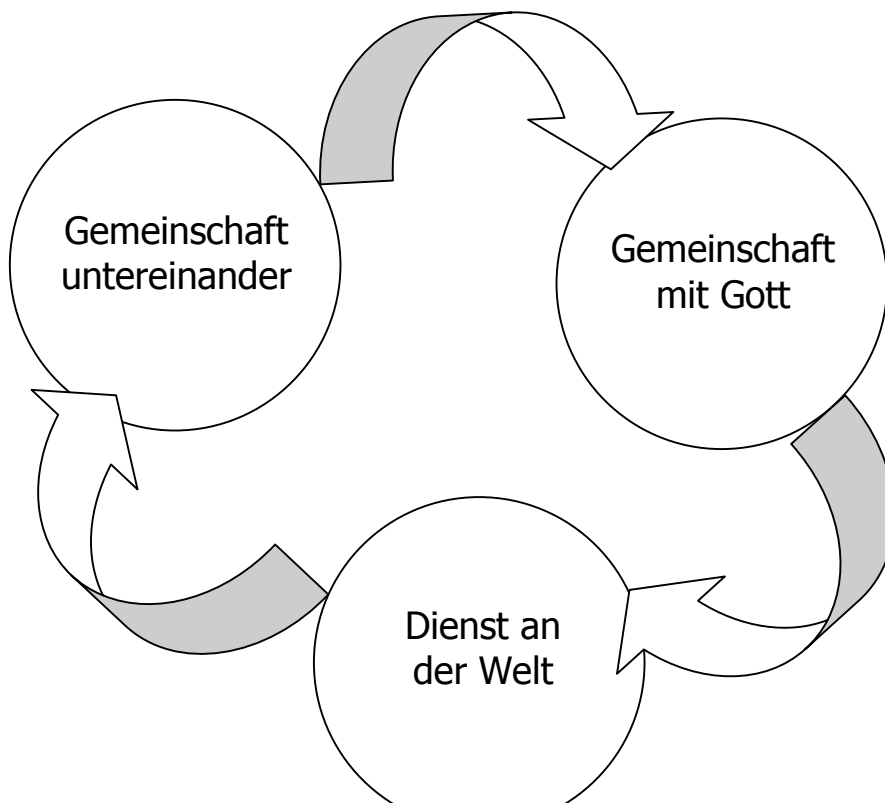
Ein hoffnungsvoller Begriff

Der Begriff „Entwicklung“ ist aber auch ein hoffnungsvoller Begriff. Er setzt auf Zukunft. In der Gemeinde ist „mehr drin“, als wir sehen. Ich erinnere mich an ein Poster im Amt für Gemeindeentwicklung in Düsseldorf, wo ich lange gearbeitet habe. Es zeigt einen Mann, der sich seiner Fesseln entledigt und sich aus ihnen herauswickelt, „aus-wickelt“. „Ent-wicklung“ ist auch Entfesselung von Kräften und Möglichkeiten. Da ist mehr Kraft drin, als wir bisher meinten und gemerkt haben. „Ehrenamtliche etwa sie wurden schon als der schlafende Riese der Gemeinde bezeichnet. Da liegen Schätze, die noch nicht gehoben sind, Gaben, die schlummern, die vielleicht auch niedergehalten werden durch Menschen, durch schlechte Strukturen, durch unklare Ziele.

Darum ist Gemeindeentwicklung auch ein hoffnungsvoller Begriff. Der lebendige Christus unter uns: „Ich will meine Gemeinde bauen“ – das ist die Verheißung, die wir in Anspruch nehmen dürfen.

II. Die Gemeinde auf der Bühne der Welt

I. Wesen und Auftrag der Gemeinde



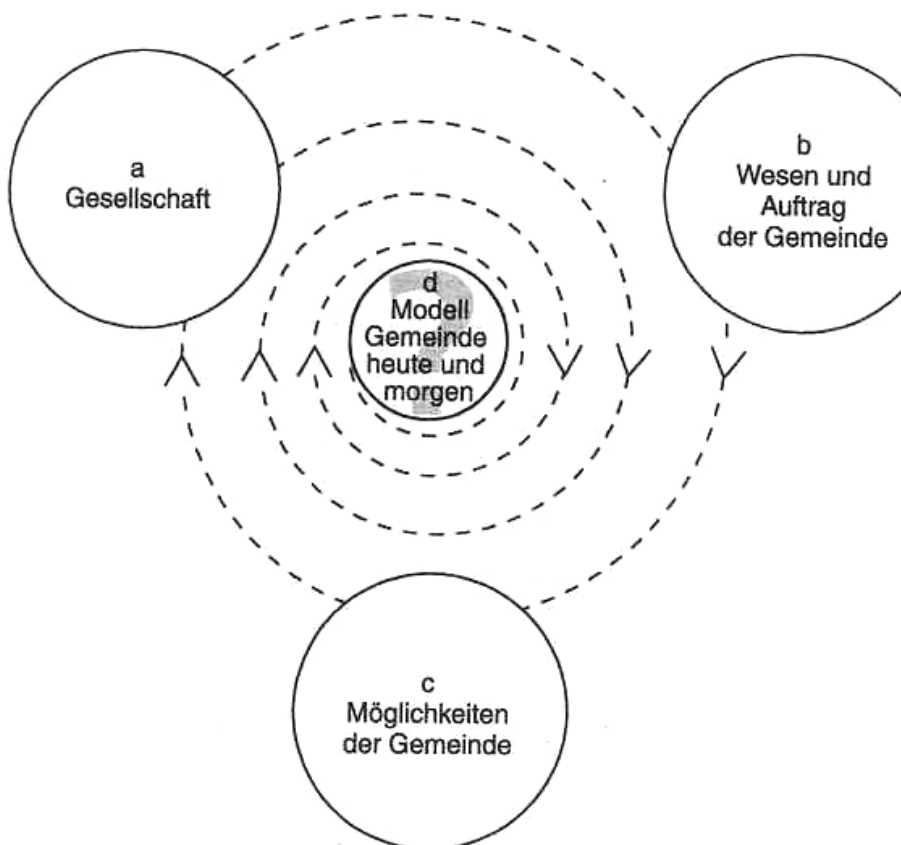
Auf dieser Grafik sehen Sie die drei Dimensionen, die Wesen und Auftrag der Gemeinde ausmachen:

- Gemeinschaft mit Gott (pers. Frömmigkeit und Gottesdienst)
- Gemeinschaft untereinander (achtsamer Umgang miteinander, „sharing and caring community“, Kirche als Gegenkultur zur Gesellschaft...)
- Dienst an der Welt

Man könnte auch sagen: Begegnung mit Gott – Begegnung miteinander – Begegnung mit der Gesellschaft. Es handelt sich um ein unteilbares Ganzes, um einen Organismus, nicht um eine Parzellierung und Trennung in drei Bereiche. Jeder hat mit jedem zu tun. Darum die Pfeile, die einen dynamischen Kreis anzeigen.

Aber diese Grafik ist zunächst einmal Theorie, auch abstrakte Theologie. Ihr fehlt noch die Konkretion, die Haftung in der Wirklichkeit. Diese tragen wir nach mit der dieser Grafik.

3. Eine Gemeinde muss „sich finden“



Diese Grafik zeigt eine Erweiterung. Zunächst finden Sie das zu *Wesen und Auftrag* schon Gesagte im Kreis b. Aber nun kommt Kreis a („Gesellschaft“) hinzu. Mit ihm ist *die gesellschaftliche Lage*, auch die Lage „vor Ort“ bezeichnet. Wir leben als Gemeinde ja nicht im luftleeren Raum, sondern „in der Zeit“. So ist denn auch die „Zeitung“ einer der Seismografen für die jeweilige Zeit und die „Zeichen der Zeit“.

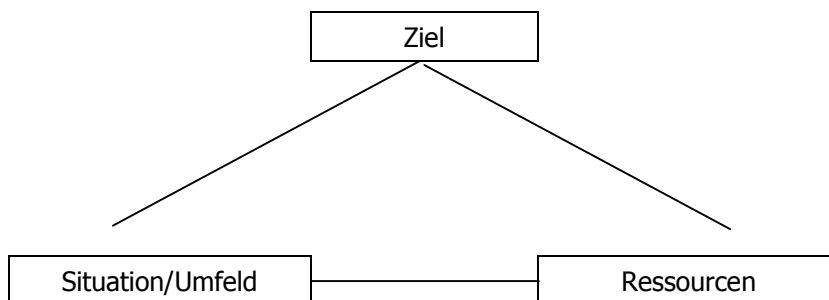
Der Kreis c kennzeichnet die *Möglichkeiten der Gemeinde*, ihre Ressourcen. Jede Gemeinde hat Räume, Traditionen, hat Menschen, Gaben (Charismen), hat sogar Geld (wenn auch knapp, ich weiß); sie hat Beter, ein Evangelium mit einer großen Botschaft, sie hat einen

lebendigen Christus im Rücken, der mit seinem Geist die Gemeinde beflügelt. Wir singen doch nicht ohne Grund „Der ewig reiche Gott...“. Oder glauben wir nicht, was wir singen?

3. Was ist zu tun?

In einer Gemeinde sind im Zusammenspiel der drei Kreise immer wieder Entscheidungen zu treffen. Was sollen wir tun – angesichts der Jugendlichen, der Kranken, der Senioren, der Kinder und Familien, in Sachen Verkündigung, Gottesdienstgestaltung etc.

Hier mag ein Blick auf folgende Grafik helfen.



Es geht um das Zusammenspiel von „Zielen“ (Was wollen wir erreichen?), „Ressourcen“ (Womit wollen wir das erreichen?) und der „Situation, dem Umfeld“ (Worin besteht der Bedarf?)

4. Lob der Ortsgemeinde: „Sozialer Organismus mit hohem Lebenspotenzial“?

So sieht der Diakoniker Zellfelder-Held die Ortsgemeinde. Er lobt die Parochie, also die Ortsgemeinde, als einen großartigen Ort für Diakonie. Gemeinden seien, auch gesellschaftlich gesehen, ein einzigartiger sozialer Organismus. Das flächendeckende Netz von Gemeinden sei immer noch eine beeindruckende, feinmaschige gesellschaftliche Struktur in Deutschland. Kirchengemeinden könnten ein Gegenmodell zu einer Welt mit immer unpersönlicheren und unübersichtlicheren Strukturen sein. Wörtlich: „Menschen aller Schichten und Altersstufen sind Gemeindemitglieder... Jedes Glück, jedes Leid, jede Not ereignet sich in ihrem Bereich. Gemeinden haben ein umfassendes ‚Lebenspotential‘, das Himmel und Hölle, Geburt und Tod, Feier und Trauer, Jung und Alt, Hilfe geben und Hilfe erfahren, entlasten und beistehen, Freiraum und Geborgenheit, Individualität und Sozialität umfasst.“ (17f)

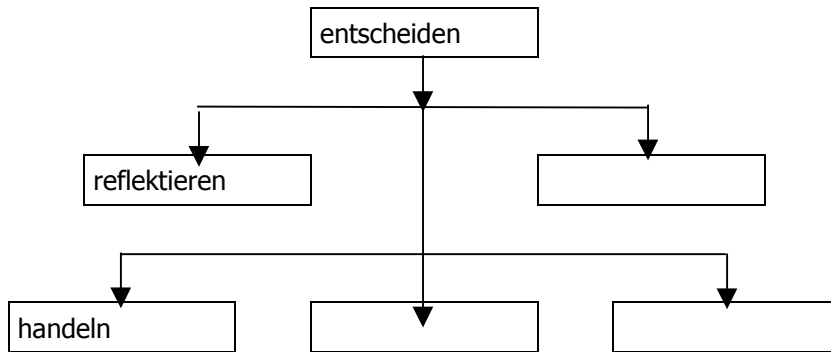
Zellfelder-Held spricht von der „Kompetenz der Ortsgemeinde“: „Niemand als Gemeinde ist kompetenter für das, was im Stadtteil, im Ort los ist, wie es den Menschen geht, wo die Nöte sind, was sie brauchen.“

Stimmt das? Oder wird hier von der Gemeinde unrealistisch hoch gedacht? Er spürt das Zurückbleiben der meisten Gemeinden hinter diesem Ideal und fährt fort: „Diese Kompetenz kann oft ihre Kraft noch nicht entfalten, weil die gemeindlichen ‚Kompetenzzentren‘ zu wenig gezielt miteinander kommunizieren: Der Pfarrer, die Pfarrerin, die Mitglieder des Kirchenvorstands, die Krankenschwestern, die Kindergartenleitung, die Jugendleitung, die an der Schule Tätigen oder für die Seniorenarbeit Verantwortlichen“ (20).

5. Zwei unterschiedliche Gemeindemodelle und ihre Konsequenzen

Lassen Sie mich noch einen kurzen Hinweis geben zur Frage nach der Zusammenarbeit in der Gemeinde. Ich stelle zwei Modelle gegenüber: „Harke“; b) „ekklesialen Gruppen“.

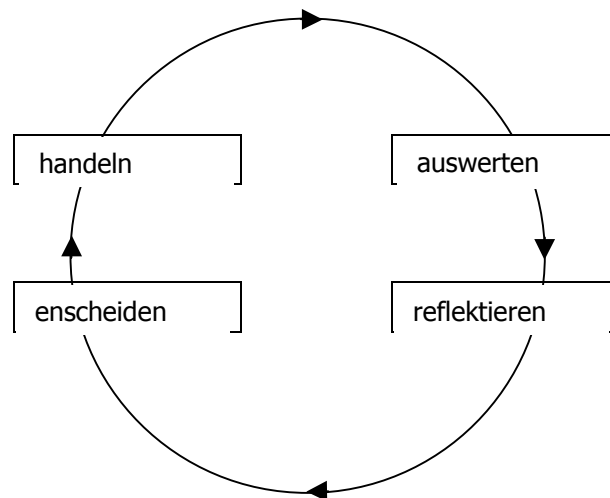
a) Das hierarchische Gemeindemodell (Harke)



Das Modell „Harke“ denkt von oben nach unten, ganz funktional. Die Leitung führt, die anderen führen aus. Das kann ganz effektiv sein. So funktioniert eine Finanzbehörde oder eine Firma.

Ich glaube aber, heute funktioniert eine Gemeinde so nicht mehr. Denn sie lebt davon, dass Ehrenamtliche gewonnen, zur Selbständigkeit geführt, aber nicht allein gelassen, sondern begleitet werden.

Darum arbeitet sie am besten mit dem „ekklesialen Modell“.



Eine ekklesiale Gruppe ist in sich Kirche, Gemeinde. In ihr selber sind die drei Dimensionen von Kirche (Umgang mit Gott, Umgang untereinander, Dienst an der Welt) beieinander. Die Gruppe vermag dieses Ineinander selber zu regeln. Die Leitung hilft ihr dabei, sie unterstützt, aber sie führt nicht an. Das spricht nicht gegen eine „starke“ Leitung. Aber die Stärke einer unterstützenden Leitung liegt in der Fähigkeit, Selbständigkeit zu wecken, zu stützen. Sie fragt: Was braucht ihr, um arbeiten zu können? Welche Rahmenbedingungen braucht ihr (Geld, Räume, Menschen, Fortbildung...)? Leitung herrscht nicht, sie dient. Nur so können lernende, ekklesiale Gruppen entstehen. Nur so entsteht Motivation zum Handeln.

Ich finde, Ihr Projekt „Gemeinde unterwegs“ ist in seinem Trägerkreis ein gelungenes Modell für eine „ekklesiale Gruppe“: Gemeinde im Kleinen. Sie wird nicht „von oben“

geführt, aber kompetent begleitet. Sie lernt miteinander und kommt zu Ergebnissen, wie dieser Tag zeigt.

III. Drei Dimensionen diakonischen Handelns

In diesem Schlusskapitel will ich folgende Dimensionen – oder Ebenen – diakonischen Handelns wenigstens noch andeuten:

1. „Indirekte Diakonie“: Das Evangelium stabilisiert, Gemeinschaft stabilisiert, Aufgaben in der Gemeinde stabilisieren. Der Lebensraum der Gemeinde ist ein Schutz- und Lernraum fürs Leben. Ich könnte an meiner eigenen Biografie zeigen, wie die Gemeinde die Persönlichkeitsentwicklung positiv prägte, wie sie – wenn auch mit manchem, was man später kritisch sieht – bildete, Gaben entdecken und gebrauchen ließ und Persönlichkeit ausprägen half.
2. „Spontanes und flach strukturiertes Helfehandeln“: Es geht um nachbarschaftliche Diakonie, um Nachfragen, um spontane Hilfeleistung, die ganz unprofessionell geschehen kann und in den Gemeinden auch geschieht. Sie ereignet sich im fließenden Übergang von einem „Achten aufeinander“ zur praktischen Hilfe.
3. „Institutionelles Helfehandeln“: Hierher gehören durchdachte und strukturierte Arbeitsfelder wie Kindergarten, Jugendarbeit, Kleiderkammer, Besuchsdienste, Dritte-Welt-Laden, Kollekten, der gesamte Bereich von Krankheit und Pflege (Diakoniestation), aber auch alle Formen von Beratung (Lebensberatung / Migrant*innenberatung / Schuldnerberatung).
4. Damit sind wir bereits im Übergang zur „Diakonie im Kirchenkreis“. Sie steht im Zwischenbereich zwischen Gemeindebezug und öffentlich-regionaler Verantwortung. Ich gebe als Frage weiter: Wie kann verhindert werden, dass die Gemeindlichkeit dieser regionalen diakonischen Arbeit leidet, dass der weitverbreitete Verlust eines gemeindlichen Bezugs fortgeschrieben wird? Wie kann das Bewusstsein für eine *gemeinsame* Verantwortung gestärkt werden? Wie kann die Präsenz in den Gemeinden, die Präsentation diakonischer Handlungsfelder in den Ortsgemeinden gewährleistet werden?
Wie kann die gegenseitige Angewiesenheit von Gemeinde und Kirchenkreis in Sachen Diakonie *geistlich* gestaltet werden? Sicherlich nicht so, dass es bei der Kollektenansage lieblos-lapidar heißt: „Wir sammeln für einen diakonischen Zweck im Kirchenkreis“. Vielleicht eher wie etwa im Kirchenkreis Hagen, der den Kontakt zu den Gemeinden durch ein Informations- und Gebetsprojekt herstellte (s. mi-di 3).

Damit bin ich am Schluss meines Referats angekommen und beende es mit folgender Bemerkung: In der Kantate von Johann Sebastian Bach „Herz und Mund und Tat und Leben“, eine Kantate, die man getrost „Diakoniekantate“ nennen könnte, ertönt in der Mitte der bekannte Choral „Jesus bleibet meine Freude“. Da liegt der Ursprung christlicher Diakonie – ihre Quelle, ihre Kraft und ihre Hoffnung.